

Über das Vorkommen der *BULLINULA INDICA* Pen. in Niederösterreich

Mit dem Namen *Bullinula indica* Pen. bezeichnete der Genfer Urtierforscher Penard eine gehäusetragende Amöbe, die ihm in Moorsasen unterkam, welche James Murray im Sikhim Himalaya gesammelt hatte. Bald nach dieser im Jahre 1907 erfolgten Entdeckung fand sich die *Bullinula* aber auch in Nord- und Südamerika, in Uganda und Australien und schließlich auch in Europa. Zu den europäischen Fundstellen gehört auch die Gegend von Lunz, wo sie W. Jung im Leckermoos bei Göstling und in einem Hangmoor des Lechnergrabens nachweisen konnte.

Daß *Bullinula indica* nach ihrer Entdeckung in Indien noch in den anderen Erdteilen gefunden wurde, konnte eigentlich nicht überraschen. Denn Urtiere sind im allgemeinen weltweit verbreitet. Aber es gibt auch Ausnahmen. Gerade unter den gehäusetragenden Amöben wurde eine ganze Anzahl Formen bekannt, die geographisch isoliert sind. Doch zeigte die Erfahrung, daß *Bullinula indica* besonders in Torf- und Waldmoosen weit verbreitet ist. Sie scheint aber überall recht selten zu sein; sonst wäre sie wohl schon früher entdeckt worden. Vielleicht wurde sie von früheren Beobachtern verkannt, da sie in ihrem Aussehen sehr an Vertreter zweier anderer Urtiergattungen erinnert, an *Cenotryx* und *Trigonopyxis*.

Für Mikroskopiker aus dem Leserkreis sei eine kurze Beschreibung des Tieres mitgeteilt, da eine solche in den üblichen literarischen Hilfsmitteln noch nicht vorliegt. Die Amöbe lebt in einem halbkugelförmigen, meist dunkelbraunen Gehäuse von etwa 200 μ Durchmesser. Die auf der flachen Unterseite befindliche Mundspalte ist ein schmaler Schlitz, der von zwei Lippen begrenzt wird, die sich durch einzelne große Poren auszeichnen. Das Gehäuse trägt Fremdkörper verschiedener Herkunft. Gerade unter den Lunzer Exemplaren fanden sich solche, bei denen glitzernde weiße Kalksteinchen mit roten und schwarzen Stückchen abwechseln, ganz so wie es Penard an Schweizer Exemplaren der verwandten Gattung *Trigonopyxis* beobachtete, von denen er sagt: „une mosaïque étrange, comme un habit d'Arlequin“. Da *Bullinula* Torfmoospolster als Aufenthaltsort bevorzugt, war es von Interesse, nachzusehen, ob sie nicht auch in

älteren Torfproben anzutreffen wäre, deren Untersuchung auf dem Wege der Pollenanalyse so bedeutsame Aufschlüsse über die eiszeitlichen und nacheiszeitlichen Klimaverhältnisse ergab. Merkwürdigerweise verließen anfänglich alle in dieser Hinsicht unternommenen Nachforschungen negativ. Es mußte auch auffallen, daß sie in den Arbeiten früherer Pollenanalytiker nie erwähnt wurde. Sie wird z. B. auch in den ausführlichen Mitteilungen über die fossilen Moorproben von Lunz nicht genannt, die von Gams und Steinecke herrühren. So hätte es scheinen können, daß *Bullinula indica* erst in jüngerer Zeit nach Europa kam. Doch gelang es dem holländischen Zoologen Hoogenraad, fossile Vorkommen unseres Urtieres in den Niederlanden nachzuweisen, worüber er im „Archiv für Protistenkunde“ (Bd. 79 — 1933, Einige Beobachtungen an *Bullinula indica*) berichtet hat.

Dr. V. Brehm.

Tödliche Pilzvergiftungen

Nach dem folgenschweren Vergiftungsfall durch Knollenblätterpilze in Dürnkrot a. M., der fünf Todesopfer forderte, ereigneten sich in Niederösterreich am 13. September 1948 zwei weitere tödliche Pilzvergiftungen, und zwar handelte es sich um Karl und Karoline P., die am 12. September 1948 nach Genuß von „jungen Täublingen“ in das Städt. Krankenhaus Klosterneuburg eingeliefert wurden. Nach untenstehendem Krankheitsverlauf dürfte es sich um eine Verwechslung durch Aufsammlung des giftigen Riesenrötlings (*Inoloma traganum*) handeln, der bei flüchtigem Betrachten durch seinen Gesamteindruck eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Täubling aufweist. Die Wahrscheinlichkeit, daß ein Riesenrötling die tödliche Vergiftung verursacht hat, wird durch die Mitteilung des Herrn Thomas Czernohorsky bestärkt, wonach in jenen Tagen in der Klosterneuburger Gegend die Riesenrötlinge häufig zu finden waren.

Im Bericht des Krankenhauses heißt es: „Beide Patienten aßen mittags selbstgepflückte Schwämme, gesammelt von Herrn P. selbst, der im Ruf eines guten Pilzkenners stand und sie für junge Täublinge hielt. Leider wurde keiner von den in Frage kommenden Schwämmen mitgebracht. Eine Stunde später schwere Übelkeit, abends Durchfall, nachts Er-

brechen und Krämpfe sowie Schwindel-
anfalle. Am Morgen relatives Wohl-
befinden. Gegen Abend wieder Krämpfe,
Aufnahme im Spital. Beide Patienten
geistig verworren, sehen schlecht, Pu-
pillen reagieren träge, sind mittelweit,
Haut und Schleimhäute trocken. Bauch
druckempfindlich. Gegen Morgen traten
wieder schwere Krämpfe auf, nachdem
die Nacht beider sehr ruhig war. Schließ-
lich trat bei der Frau um 4 Uhr, beim
Mann gegen 6 Uhr unter Zeichen von
plötzlicher Kreislaufstörung der Tod ein.

Der Zustand war durch Herz- und
Kreislaufmittel überhaupt nicht zu beein-
flussen.“ Ma.

Eine weibliche Pyramidenpappel hat
heuer (Mai 1949) im Garten der Villa
„Chaire“ (XAIPE) in Wien, XII., Schön-
brunnestraße 309 (neben dem Meidlinger
Tor des Schönbrunner Schloßgartens), ge-
fruchtet. Der Pollen kam wahrscheinlich
von einer unmittelbar im Garten benach-
barten männlichen Pyramidenpappel. Von
dieser ist die weibliche auch auf den
ersten Blick durch eine breitere Kronen-
ausformung verschieden. Samen von

diesem Baume sollen in der Forstlichen
Bundesversuchsanstalt zu Mariabrunn ver-
suchsweise angebauet werden. Herr Dr. Wolf-
gang Wettstein, Leiter der dortigen
Abteilung für Waldbau und Forstpflanzen-
züchtung, kennt bisher in Wien drei weib-
liche Pyramidenpappeln, so daß dies die
vierte wäre.

Schon frühere Aussaatversuche, über die
E. Z e d e r b a u e r in Cbl. ges. Forstwesen
1908, S. 118—121, zusammenfassend be-
richtet, haben gezeigt, daß sich der „Pyra-
miden“ oder besser gesagt Säulenwuchs
konstant vererbt, eine Auffrischung der
Pyramidenpappel durch Samenvermehrung
also möglich wäre. Schon im zweiten Jahre
unterscheiden sich die weiblichen Nach-
kommen von den männlichen durch einen
weniger spitzen Astwinkel, wie ihn auch
das Dutzend erwachsener Weibchen zeigt,
die über Mitteleuropa und Italien zer-
streut bekannt sind. Nach W. Wett-
steins bisherigen, schon in Müncheberg
(Mark) ausgeführten Versuchen vererbt
sich der Säulenwuchs auch bei Kreuzung
mit nicht säulenförmigen Pappelarten
dominant.

Dr. Max Onno, Wien.

NATURSCHUTZ

Das Landschaftsschutzgebiet Gschnitztal

Die Bezirkshauptmannschaft Innsbruck
hat mit Verordnung vom 21. Juli 1949
das innere Gschnitztal vom Eggerstaller
(im Nöslacher Kamme einerseits, der Kirch-
dachspitze andererseits) bis zum Talschluß
als Landschaftsschutzgebiet erklärt und so
mit dem Wunsche aller Kenner dieses
einzig schönen Tales, der Gemeinde
Gschnitz und der beiden in diesem Tale
tätigen alpinen Vereine, des Alpenvereines
und der Naturfreunde, erfüllt. Der Gegen-
satz zwischen dem grünen Talboden und
den himmelstürmenden Felszacken des Ser-
leskammes einerseits und des Hohen Tores
andererseits, die Herrlichkeit des Sandes-
tales mit den gewaltigen Tribulaunen, der
Habicht als der schönste Aussichtsblick
des Stubaitales und die Eisfelder der
Feuersteine bieten unvergeßliche Ein-
drücke; wer die absolute Bergeinsamkeit
liebt, findet sie in den Karen und Schnee-
feldern des Habichtkammes.

Dank sorglicher Jagdpflege beherbergt
das Gebiet einen ansehnlichen Bestand an
Gemswild, Murmeltieren und Rehen. An
Vögeln sind Wildhühner und Alpen-

dohlen nicht selten; regelmäßig zeigt sich
der stolze Steinadler, der aber als Brut-
vogel nicht festgestellt ist.

Die Pflanzendecke ist eine wechselnde.
Herrliche Blumenfluren mit zahllosen
Braunellen, Läusekräutern, Arnica, beher-
bergen die Truna- und Faltsamer Mähder;
die Kalkfelsen sind mit Platanigeln ge-
schmückt, welche an der Schiefergrenze
mit der roten Primel buntfarbige Zwei-
schenformen bilden. Edelweiß und Alpen-
vergißmeinnicht schmücken die Felsbänder.
Eine Schieferauflage auf der hohen Mutte
trägt ein Beet von blauem Speik; darunter
blüht die seltene GletscherNelke. Auf dem
Schieferboden des Talschlusses ist der
blaue Speik häufig. Besondere Aufmerk-
samkeit verdient der Simmingsee mit seinen
Igelkolben und dem kugeligen Wollgras.
Sein Moor ist ein Archiv für die frühere
Pflanzengeschichte. Der im demselben er-
haltene Blumenstaub lehrt uns, daß hier
geschlossene Fichtenwälder gestanden sind,
als sich die Schneegrenze auf das Zucker-
hütl zurückgezogen hatte. Heute steigen
die Fichtenbestände bis 1700 m; an der
Westseite der Garklerin stehen schöne Zir-